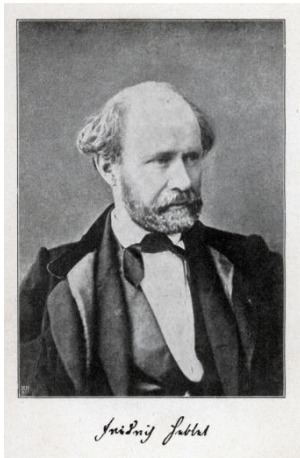
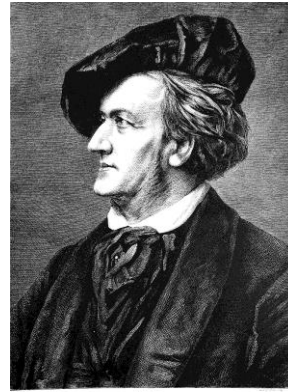


Hebbel und Wagner – zwei ‚Alphakünstler‘



Friedrich Hebbel (18.3.1813 – 13.12.1863)



Richard Wagner (22.5.1813 – 13.2.1883)

Die Beziehung zwischen Friedrich Hebbel und Richard Wagner kann als ambivalent beschrieben werden. Es gibt eine Reihe biographischer Parallelen zwischen beiden Künstlern. Beide waren in ihren Werken von der germanischen Mythologie inspiriert und haben sich mit der Nibelungensage auseinandergesetzt. Hebbel und Wagner haben sich auch persönlich kennengelernt. Nachdem es 1861 in Paris aus einem Missverständnis heraus zu keiner Begegnung gekommen war, trafen sich beide noch im selben Jahr in Wien. Wie aus den Zeugnissen hervorgeht, schätzten beide die Nibelungendichtung des anderen gering. Der Dramatiker Hebbel hielt auch wenig von Wagners romantischem Konzept eines Gesamtkunstwerks; Wagner seinerseits fand Hebbels Drama zu dicht am Nibelungenlied angesiedelt, was wenig Spielraum für die Entfaltung künstlerischer Fantasie zuließ.

Vgl. zum Thema:

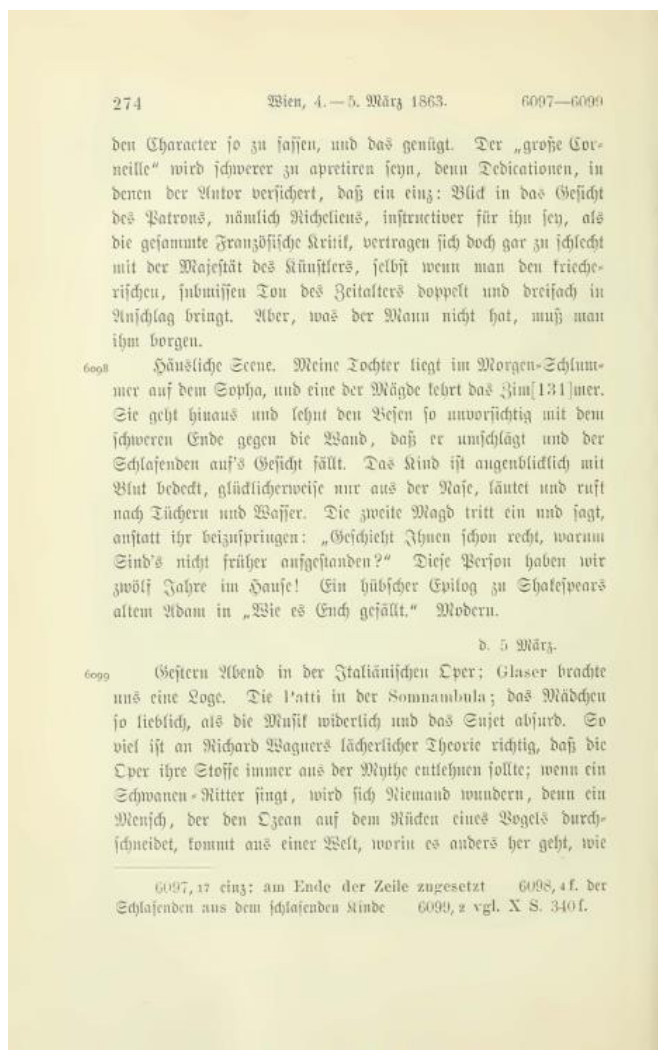
Hargen Thomsen: Friedrich Hebbel und Richard Wagner als Nibelungendichter
[nibelungenlied-gesellschaft.de/03_beitrag/gast/fs13_thomsen.html]

Norbert Müller: Die Nibelungendichter Hebbel und Wagner. Der Tragiker und seine „Nibelungen“ im Widerstreit mit dem Musikdramatiker und dessen „Ring“. Mit Faksimile-Abbildungen. Literaturverzeichnis im Anhang. Essen: Frohn-Verlag 1991.

Teil 1: Hebbel über Wagner

Aus Tagebucheinträgen Hebbels:

Tagebücher III, Nr. 5163



5159—5164

Wien, 20. August 1853.

445

überall die Arena zu öffnen suchen, wo man sie uns verflucht, ohne dem Spruch der dort richtenden Instanz vor zu greifen.“

5160 „Die Geschichte bringt alles wieder ins Gleich, aber wer kann von dem Gedanken an seine Grabchrift leben?“
Brief an Wienburg.

5161 Der Vorrang, den die Natur dem That-Genie vor dem Kunst-Genie einräumt, zeigt sich auch dadurch, daß jenes gar nicht um die Frucht seiner Lebens-Außerungen gebracht werden kann, wohl aber dieses. Wer will Napoleon seine Schlachten vergällen? Dort liegt der Feind und hier steht der Sieger. Wie sind Shakespearen, [6] Beethoven u. s. w. ihre Werke vergällt worden!

5162 Lieder singen und Geschichten erzählen: Unterschied zwischen dem lyrischen und dem charakteristischen Schauspieler.

5163 Die Musik kann nur das Allgemeine ausdrücken. Richard Wagner mögte das bestreiten. Aber man lasse einmal eine Beethovenische Symphonie aufführen, setze ein Publikum aus lauter Goethe'n, Schillern, Shakespeare'n, ja Mozarten, Glucken u. s. w. zusammen und lasse jeden Anwesenden dann für sich aufschreiben, was er für den Ideengang des Werkes hält. Man wird dann so viele verschiedene Auffassungen zusammen kommen sehen, als Individuen anwesend waren.

5164 Ein Wald, in baumloser Gegend dadurch zusammen ge-

5160 dieser Brief ist nicht erhalten 5164 dieses Factum erzählte Vinzenz Heller, Werners Schwager, seinem Freunde Debrois van Brynck und dieser Hebbel; es spielte sich in Troppau in Schlesien ab, vgl. das Gedicht „Mein Wald“ VI S. 397 ff.

Tagebücher IV, Nr. 6099



Tagebücher IV, 6236



Die wichtigsten Belege aus Hebbels Briefen:

Hebbel selbst hielt sein Werk für das Beste, was bisher über das Thema Nibelungen gedichtet wurde. Angesichts der deutsch-französischen Spannungen verstand er sie als einen „Beitrag für die Einigkeit und Geschlossenheit der Nation gegen den äußeren Feind, als sittlichen Maßstab für alle Deutschen“.*

*Lerke von Saalfeld: Die ideologische Funktion des Nibelungenliedes in der preussisch-deutschen Geschichte von seiner Wiederentdeckung bis zum Nationalsozialismus. Diss. FU Berlin 1977, S. 193)

Hebbel wollte in seinem Drama Mythos und Menschlichkeit verbinden, die Ausführung changierte entsprechend zwischen Monumentalisierung und Psychologisierung. In stolzer Unbescheidenheit schreibt er:

„Und bei aller Bescheidenheit, die die Größe der Aufgabe mit sich bringt, wollen wir auf Geibels Marzipan und Wagners Krüppelholz mit Lächeln herabschauen, so sehr die Parteien sich auch dafür rühren werden, denn diese Leute haben nicht einmal eine Ahnung vom Gegenstand.“

(Brief Hebbels an J. Campe vom 29. Januar 1862. In: Friedrich Hebbel: Sämtliche Werke, Briefe. Hrsg. von R.M. Werner. Historisch-kritische Ausgabe. Berlin 1907. Bd. VII, S. 138).

Band V, S. 70, 20.

Brief Hebbels an Baron von
Ziegésar vom 4.11.1852

Ich habe dabei auch Nichts verloren, denn dieselbe Judith, die man in Wien im Jahre 1840 ohne Zweifel mit größter Rücksichtslosigkeit bei Seite warf, wurde neulich zum 26sten und 27sten Mal bei brechend vollem Hause wiederholt, ja sie hat ¹⁵ nach einer Mittheilung der Wiener Hofzeitung schon die Türkische Gränze überschritten und ist vor Kurzem in Bucharest mit Erfolg gegeben worden. Allerdings muß ich wünschen, hier oder dort für meine Operationen einen Stützpunkt zu finden und ich hoffe noch jetzt, daß die Bühne, welche einem Richard ²⁰ Wagner zu seinem Rechte verhilft, auch den dramatischen Dichter, welcher gegen Vorurtheil und Trivialität einen gleichen Kampf mit gleicher Wirkung kämpft, nicht ohne Hülfe lassen wird.

Band V, S.109, 17.

Brief Hebbels an
Robert Schumann
vom 21.6.1853

Ihr „Schön Hedwig“ ist außerordentlich schön, weit schöner, als das meinige, das, wie ich jetzt sehe, dem Käthchen von Heilbronn seinen besten Puz abgeborgt hat. Vieles hätte ich Ihnen ¹⁵ in Bezug auf Poesie und Musik mitzutheilen, gehörte nur nicht leider eine Reihe von Gesprächen oder eine ganze Abhandlung dazu. Ohne Richard Wagners Buch im Ganzen oder im Einzelnen irgend acceptiren zu können, schwebt doch auch mir, und zwar von meinem ersten Auftreten an, die Möglichkeit einer ²⁰ Verschmelzung von Oper und Drama in ganz speciellen Fällen vor, und meinen Moloch, an dem ich seit zehn Jahren arbeite, habe ich mir immer in Bezug auf die Musik gedacht. Aber freilich läßt sich das Wie nicht in Kürze aus einander setzen. Nun vielleicht begeuen wir uns noch einmal im Leben und ²⁵ können Verjäumtes nachholen.

Band VI, S. 191, 9

Brief Hebbels an
Marie Prinzessin Wittgenstein
vom 24.8.1858

auch wirklich erinnert. Es war ein Moment, den ich mich nur mit Mühe enthielt, poetisch zu gestalten. Ihrem Urtheil über ⁵ Liszt's schriftstellerische Thätigkeit stimme ich vollkommen bei. Ich habe jetzt Alles gelesen, was ich durch Ihre Güte von ihm besitze, namentlich auch, obgleich des schlechten Wetters wegen nicht am Fuß des Traunstein, wie ich hoffte, die Abhandlungen über Lohengrin und Tannhäuser. Er gebietet über glänzende Dar- ¹⁰ stellungsmittel und schöpft, wie das ja auch nicht anders seyn kann, da alle Künste nur verschiedene Ausläufer einer und derselben Kraft sind und ich selbst z. B. immer Musik höre, wenn ich an einer bedeutenden Scene arbeite, aus einem unergründlichen poetischen Voru. Ich kann ihm zwar nicht beistimmen, wenn er glaubt, ¹⁵ die Wagner'schen Opern-Texte könnten auch an sich schon mit dem Drama wetteifern, denn sie verhalten sich meines Erachtens zu diesem, wie das Allgemeine zum Besonderen, und sie würden, wenn es anders stände, auch wohl die Musik nicht mehr vertragen. Aber mich kümmert überhaupt nur selten noch das Was, ich frage in den ²⁰ meisten Fällen nach dem Wie und darum stört mich die kleine Differenz über die Materie durchaus nicht im reinen Genuß der Form, die sich freilich im Original noch ganz anders annehmen mag, als in der Uebersetzung. Erinnern Sie Sich ja Ihres Versprechens, mir sein Werk über die Rigeimer zu schicken; ich ²⁵ bin äußerst begierig darauf.

Bd. VI, S. 196, 10

Brief Hebbels an
Marie Prinzessin Wittgenstein
vom 24.8.1858

Daß der Lohengrin in Wien den glänzendsten Erfolg gehabt hat, würden Sie von mir schwerlich zuerst erfahren haben und wenn ich Ihnen die Meldung auch gleich am nächsten Morgen gemacht hätte, denn bei dem Interesse, das Sie an dem Werk, wie an dem Componisten nehmen, hat der Telegraph ohne Zweifel noch in der Nacht seine Schuldigkeit gethan. Sie hören es aber viel- 15 leicht nicht ungern von mir, daß ich, der ich Stroh-Gesäcker und edles Fener von einander zu unterscheiden weiß, diesen Erfolg für einen dauernden halte und also von Herzen dazu gratulire. Was mich selbst betrifft, so kenne ich bis dato nur den ersten Act; dieser hat aber, namentlich in der Entfaltung 20 der Massenbewegungen, mächtig auf mich gewirkt und ich freue mich, heut Abend das Ganze zu hören. Ich war nämlich, durch einen eben so impertinenten, als böshafsten Zufall verhindert der ersten Vorstellung bis zu Ende beizuwohnen und erübrigte nur mit der größten Mühe eine Stunde, um doch in dankbarer Er- 25 innerung an die Altenburg überhaupt mit dabei zu seyn. Den Text hatte ich natürlich vorher nochmals mit Aufmerksamkeit gelesen, und was diesen betrifft, so muß ich freilich bei der Ansicht stehen bleiben, die sich in mir feststellte, als mir ihn vor Jahren der Baron Biegefar mittheilte. Er ist, das Verhältniß 30

Bd. VI, S. 200, 20

Brief Hebbels an
Marie Prinzessin Wittgenstein
vom 31.8.1858

Ueber Wahl habe ich bereits geschrieben; er ist gleich nach meiner Ankunft abgereist und die kleinen Mißverständnisse werden sich zu allseitiger Zufriedenheit ausgleichen. Lohengrin 30 habe ich nun ganz gehört und der Eindruck ist auf mich, wie auf meine Frau ein höchst ergreifender gewesen; auch ist der entschiedenste Erfolg über allen Zweifel erhaben. Heil übrigens Wagner, daß er in dem edlen Liszt einen solchen Freund aller Freunde fand, ein wahres *cor cord*; wie man in Rom, wenn 35 ich nicht irre, über dem Grabe Shelleys lieft; eine solche Selbstaufopferung ist ohne Beispiel und ich habe den Abend viel, viel an ihn gedacht und von ihm gesprochen. Ihm meinen freundschaftlichsten Gruß und der liebenswürdigsten Prinzessin die respectvollste Huldigung! 40

Bd. VII, S. 138, 10

Brief Hebbels an Julius Campe
vom 29.1.1862

Nr. 762. An Julius Campe in Hamburg.

Wien d. 29sten Jan: 1862.

Verehrtester Freund!

So eben habe ich den ersten Bogen von Krimhild's Rache
 5 corrigirt, d. h. hie und da ein Komma mit einem Semicolon
 vertauscht, und umgekehrt, denn von anderen Fehlern ist kaum
 die Rede. Früher habe ich einmal in einer Wiener Druckerei
 vier Stunden, von acht Uhr Abends bis Mitternacht zugebracht,
 um einen Aufsatz von drei Spalten, der in einer Zeitung er-
 10 scheinen sollte, vor gröblichen Sinn=Entstellungen zu schützen;
 der erste Abzug hatte nicht so viel weißen Raum an der Seite,
 daß ich die errata alle notiren konnte. Das ist denn eine an-
 genehme Abwechslung; unser Buch wird sehr schön, was die
 Ausstattung anlangt, und ich will nur wünschen, daß das
 15 Innere dem Aeußeren entsprechen möge, dann werden wir Beide
 wohl fahren. Ich hoffe und glaube es zwar, denn Manuscripte,
 die ich nicht für leidlich gut hielte, würde ich so wenig in Ver-
 fehr setzen, als ichliche Banknoten, aber hier steht die Sache leider:
 alle Neun! oder: gar Nichts! und das ist böse. So viel
 20 ist gewiß, ich habe nie so viel Arbeit auf ein Werk verwendet,
 wie auf dieß; ich kann noch nicht fertig werden, es hängt an
 mir, wie ein Polyp, mit tausend Armen fest und so lasse ich
 es wenigstens an Fleiß und Schweiß nicht fehlen. Anfrichtig
 gestanden: ich bin ängstlicher, wie je in meinem Leben, und
 25 prüfe jeden Vers genauer, wie der Geldwechsler einen Ducaten.
 Dennoch wird mir von manchen Seiten Muth gemacht; von
 Freunden will ich nicht reden, aber Feinde und Gegner darf
 ich citiren und noch ganz kürzlich erhielt ich eine große und

Nr. 762. H in Weimar. Nachlese II S. 294f. Eine Stelle
 Tgb. IV N. 6236.

138

762. An Julius Campe.

29. 1. 62.

glänzende Kritik der Nibelungen, an die Weimariße Aufführung
 anknüpfend, vom Hofrath, jetzigen Ober=Bibliothecar Schöll zu-
 gesandt, der ehemals mein größter Antagonist war und mir
 jetzt mehr Ehre erweißt, als ich mit gutem Gewissen annehmen
 kann. So wollen wir denn Regen und Sonnenschein mit ge- 5
 duckten Schultern erwarten; daß auch ich wünsche, beide Theile
 zugleich die Wandererschaft antreten zu sehen, brauche ich nicht
 erst zu bemerken. Und bei aller Bescheidenheit, die die Größe
 der Aufgabe mit sich bringt, wollen wir auf Weibels Marzipan
 und Richard Wagners Krüppelholz mit Lächeln herab schauen, 10
 so sehr die Partheien sich auch dafür rühren werden, denn diese
 Leute haben nicht einmal eine Ahnung vom Gegenstand und
 behandeln das Götterschwein Särimmer, das in Valhalla die
 Aßen satt macht, ohne dabei zu sterben, wie eine ganz gewöhn-
 liche Sau. 15

Bd. VII, S. 217, 9

Brief Hebbels an Adolph Strothmann
vom 2.8.1862

Nr. 810. An Adolph Strodtmann in Hamburg.

[Gmunden d. 2. August 1862?]

. Wenn Sie Sich auch den Dank verbitten, so werden Sie doch nicht von mir verlangen, daß ich Ihr freundschaftlich-wohlwollendes Opfer verzehre, wie der Bel zu Babel oder der große Baal, die bekanntlich keine Miene verzogen, und ob man ihnen Hefatomben schlachtete. Ich danke Ihnen vielmehr auf das Herzlichste für Ihre Kritik, namentlich für die Einleitung und für den vortrefflichen Vergleich mit der Sphinx,

11—15 a. R. der letzten Seite 11 der Brief Frankls ist vom 31. Juli 1862 (Bw. II S. 370f.)

Nr. 800. *H* unzugänglich. Deutsche Revue 1877 II S. 202 undatiert; vgl. Brief an Campe vom gleichen Tage N. 805. Nachlese II S. 217f. 19 für den Aufsatz über Hebbel im Bremer Sonntagsblatt 20 vgl. Jerem. 51, 44

2. 8. 62.

810. An Adolph Strodtmann.

217

der erschöpfender ist, als Sie vielleicht selber ahnen. Denn wie Kant das menschliche Denken in seine Grenzen einzuschließen suchte, so war es in einem ganz anderen Gebiete mein Bestreben, einen festen Kreis um die ganze menschliche Natur zu ziehen, ihr Nichts zu erlassen, was sie bei Anspannung aller ihrer Kräfte zu leisten vermag, aber auch Nichts von ihr zu fordern, was über diese hinaus geht. Das Einzige, was mir in Ihrer Abhandlung nicht zuzutreffen scheint, ist die Zusammenstellung mit Richard Wagner. Ich war, als ich auftrat, weit davon entfernt, ein neues Evangelium zu predigen; ich wollte das alte, aus Sophokles und Shakespeare geschöpft wieder in seine Rechte einsetzen. Er hatte aber eine Kunsttheorie ausgeheckt, die im schneidendsten Widerspruch mit der großen Vergangenheit stand, die das Wesen der Kunst selbst vernichtete und ohne Frage nur das eigene Deficit, den Mangel an Melobiceen, decken sollte. Auch fielen mir sogleich alle entscheidenden Stimmen zu, denn wer hat noch drein zu reden, wenn Fr. Bischer, Gervinus, Uhland, Mörike, Rötischer, in Frankreich Taillandier u. s. w. gesprochen haben, und nur die Concurrenten opponirten, auch diese jedoch (vide Guxkow in „Telegraphen“) erst dann, als ich das angetragene Schutz- und Trugbündniß abwies. Wagner dagegen hatte nicht eine einzige Autorität auf seiner Seite. Doch, das ist ein Nebenpunct, den ich nur der Zukunft wegen berühre, aber so viel steht fest, daß ich Wagner selbst dem Publicum gegenüber weit voraus war, denn „Judith“ und „Maria Magdalena“ wurden längst auf der Bühne bejubelt, ehe man an „Tanuhäuser“ und

1 die Stelle lautet nach Strodtmanns eigenem Zitat: Ist Friedrich Hebbel eine Sphinx, weil manchem seiner Werke ein philosophisches oder psychologisches Räthsel zu Grunde liegt? Wie dem auch sei, die Auflösung lautet hier, wie bei dem Räthsel der uralten Sphinx von Theben: der Mensch.

218

810. An Strodtmann.—811. An Frankl.

2. 8. 62.

„Lohengrin“ dachte. Nur das junge Deutschland legte meinem Wagen den Hemmschuh an, nachdem es sich durch ein bodenlos niederträchtiges Buch über das Deutsche Parlament den Weg nach Wien gebahnt hatte, denn Wien entscheidet in dramatischen Dingen, und wen man dort vom Theater verdrängt, den hat man ganz verdrängt . . .

Bd. VII, S. 222, 25

Brief Hebbels an Julius Campe
vom 10.8.1862

222

813. An Julius Campe.

10. 8. 62.

Nr. 813. An Julius Campe in Hamburg.

Orth d. 10ten Aug: 1862.

Lieber Campe!

Es ist Sonntag, und wir haben hier ein so schreckliches
Wetter, daß wir keinen Berg sehen können. Trotzdem habe ich
mit meiner Familie in Regen und Wind einen zweistündigen
Spaziergang gemacht, und sogar die Rehe des Erzherzogs gefüttert,
zahme Thierchen, so vertrauensvoll, daß sie Einem zum Dank
die Hand lecken. Bei der Rückkunft finde ich Ihre werthe Zu-
schrift, sammt dem possirlichen Beischluß auf meinem Tisch und
will Ihnen gleich antworten, statt in Strauß fort zu studiren,
dessen Dogmatik ich in Bezug auf einen seit zwanzig Jahren
projectirten Christus durchnehme, als ob ich ein Theolog wäre.
Strodtmann hat Recht, Herr J. L. Klein ist mein Freund
und wird es in den „constitutionellen Jahrbüchern“ sicher an den
Nibelungen beweisen. Er ist nämlich der verkannte Messias des
Deutschen Dramas, Einer von den Vielen, die in jeder Stadt
herum laufen; nicht ganz so arg, wie Hugo-Bernstein, aber um
Vieles über A. C. Wollheim hinaus. Ich traf ihn zuletzt in
einer Gesellschaft zu Berlin bei der Tochter von Liszt, die mir
in ihrer Unschuld mit diesem ranzigten Caviar den Abend zu
würzen gedacht hatte; es ist die Frau von Bülow, die für die
Revue germanique die Maria Magdalena übersezt hat. Wir
hatten uns lange nicht gesehen und er trat mir gleich mit den
Worten entgegen: „Kennen Sie die Nibelungen von Richard
Wagner? Die müssen Sie bewundern, ich sage, Sie müssen,
das ist zum Niederknien und Fußküssen!“ Ich antwortete:

Nr. 813. H in Weimar. Nachlese II S. 249—251. 12 Die
christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und
in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft (Tübingen 1840f.)
von D. F. Strauß 13 projectirten über befindlichen

10. 8. 62.

813. An Julius Campe.

223

„Sie sind der Mann nicht, der mir vorzuschreiben hat, was
ich bewundern soll,“ehrte ihm den Rücken zu und ließ
mich von der Hausfrau mit den Gästern bekannt machen. Alles
lachte, er durchmusterte, um sich von seiner Verlegenheit zu er-
holen, das Körbchen mit den Visiten-Karten, und stahl sich
ohne Zweifel die meinige, denn ich hatte nur in diesem Hause
eine abgegeben, auf der meine Titel und Orden standen, weil
sich in meiner Brieftasche zufällig keine andere mehr vorfand,
und die böshafte Kritik meiner Visiten-Karten in der Wejer-
Zeitung konnte nur durch dieß einzige Exemplar hervorgerufen
seyn. Hier haben Sie den Freund; den Narren brauche ich
Ihnen nicht erst zu schildern, Sie besitzen ein Selbst-Portrait,
das ich dankend remittire, da das Kleinod mir doch auf der
Reise abhanden kommen könnte. Uebrigens ist er blutarm und
das allein hat mich bis jetzt abgehalten, ein furchtbares Epigramm
vom Stapel laufen zu lassen, das seit Jahren unter meinen
Papieren liegt und das seine verrückte Productions-Art in zwei
Versen erschöpfend charakterisirt. Es heißt:

J. L. K.

Will Euch die dumme Kugel-Form denn gar nicht aus dem Kopf?
Ich kenne eine höhere: es ist der Weichsel-Kopf!
Da Sie ein Mspt von ihm gelesen haben, so werden Sie
finden, daß es treffend ist; jeder seiner Sätze ist eine Fleder-
mans, die unmittelbar aus dem Schornstein kommt.

Brief Hebbels an Christine Hebbel vom 30.8.1862

Nr. 821. An Christine Hebbel in Wien.

10

Dresden d. 30 Aug: 1862.

Meine theuerste Christine!

Gestern Abend um elf Uhr hat die Stadt Nürnberg mich wieder in ihren Schooß aufgenommen, der freundliche junge Kellner ist um einen ganzen Kopf in die Höhe geschossen, so daß er jetzt auf mich herab schaut, wie ehemals zu mir hinauf; und die Schenk-Wamjell hat die erste Runzel bekommen und ist verdrießlich geworden. Leipzig verließ ich um sechs; es hat mir dort nie mehr gefallen, seit wir mit Arnold Ruge von Kuchen-Garten zu Kuchen-Garten zogen und Du den trocken, verlegen-schweigjamen Julian Schmidt mit dem Semmel-Gesicht in Deinen Strickbeutel thust und in's Wasser schütten wolltest,

Nr. 821. II in Weimar. Nachlese II S. 268—270. 19 dazu vgl. den Brief A. Ruges, Leipzig, 30. Juli 1847 an Rössler (Nerrlich. Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebuchblätter I S. 440): Hebbel war rasend und wild über die Kritik, und seine Frau, eine heroische, hübsche Dame, schwur ihn [Julian Schmidt] zu erschießen . . . Ich suchte Hebbel zu überzeugen, daß er sehr anerkannt würde, und daß der Wahnsinn nur literarisch gemeint sei. Alles verlief nichts. Es war eine Tragödie.

30. 8. 62.

821. An Christine Hebbel.

245

was er mir redlich in seiner Literatur-Geschichte heim gezahlt hat. Die Illustrierte Zeitung feierte das Erscheinen ihrer tausendsten Nummer; das Weber'sche Etablissement war mit bunten Fahnen bedeckt und im Hof wurde ein Pavillon aufgeschlagen, in welchem Nachmittags für die Austräger einige Tonnen Bier verzapft werden sollten. Weber war nicht anwesend, er befindet sich in Dresden, wo ich ihn wohl noch sprechen werde, doch habe ich trotzdem mit der Redaction alle meine kleinen Angelegenheiten, namentlich die unerläßliche Honorar-Erhöhung, ohne Mühe geordnet. Zu Mittag suchte ich Brendel, den Fahnenträger der Zukunft-Musik, auf, der in seinen Journalen immer so fremdlich gegen mich war, und trug ihn gerade bei Tisch. Zum ersten Mal trat mir das selten vorkommende Gesicht unseres Freundes Fritsch entgegen, dieselben parasitisch-frauenhaft verzogenen Züge, nur schärfer und darum edler, oder doch weniger gemein, dieselben Grimassen und Bewegungen; ich war nicht wenig erstaunt, denn ich hatte eher eine in Menschen-Leder eingebundene Recension, als einen lebendigen Speise-Zettel erwartet. Hängebaden, Zucker-Zähne, ein Bäuchlein; übrigens eine gute Haut. Er bedauerte sehr, daß ich nicht nach Weimar gegangen sey, denn Ich, Wagner und Liszt hätten dort eine Aera der Kunst herauf führen können, gegen die die frühere, von Goethe und Schiller geschaffene sich so bescheiden verhalten würde, wie eine Mondnacht gegen einen Sonntag. Was sagst Du? So denken diese Leute wirklich; ich würde es nie geglaubt haben, wenn mich nicht die unzweifelhaftesten Beweise dazu zwängen. Er forderte mich auf, zu dem Neuen Musik-Fest in Prag einen Prolog zu dichten; glücklicherweise konnte ich mich auf meine Karpatiden-Häupter berufen und ablehnen, ohne zu verletzen. Als ich mich

3 am 30. August 1862 erschienen

246

821. An Christine Hebbel.

30. 8. 62.

verabschiedete, ließ ich mir von ihm einen Gasthof nennen, wo ich speisen könne, schute seine Begleitung aber ab, um ihn nicht in seiner häuslichen Ruhe zu stören: kaum aber saß ich in der Restauration, als er auch eintrat, um mir Gesellschaft zu leisten. Ueber Carl Debrois van Bruyl äußerte er sich eigenthümlich; er müsse ihn entweder für verrückt erklären oder für einen Schutz halten, er erkläre ihn aber lieber für verrückt. Ich meinerseits fürchte sehr, er beurtheilt ihn richtig.

Eben habe ich mir Deine lieben Zeilen von der Post geholt; ich nehme es an: Braunschweiger Wurst, die aber ohnehin schon auf meinem Register stand, gegen Kartoffeln mit Senf! Wie freue ich mich, daß Dein Brief nichts Neues enthält, ausgenommen Dein neues treffliches Epigramm! Man ist doch immer ängstlich, wenn man acht Tage lang nicht von einander gehört hat; Gott Lob, bald ist es mit dem Hören vorbei und das Sehen tritt wieder in seine Rechte.

Ich vergaß noch. In Wilhelmsthal wurde ich nicht ein einziges Mal zum Lesen aufgefordert, und das war das Allerfeinste. Uebrigens wäre es ein Unglück gewesen, wenn ich nicht gegangen wäre; das Verhältniß ist nun für immer beseitigt.

Hier möchte ich Adolph Stern gern sprechen, aber er kommt erst übermorgen.

Mit Gruß und Kuß

25

Euer altes Ruz,

aus Versehen getauft

auf den Namen

Friedrich Hebbel.

Teil 2: Wagner über Hebbel

Von Wagner gibt es verschiedene, überwiegend kritische Urteile über Hebbels Nibelungen-Dramen. Die ergiebigste Quelle sind die Tagebücher von Cosima Wagner.

Cosima Wagner: Die Tagebücher: Band I. 1869-1877. Ediert und kommentiert von Martin Gregor-Dellin und Dietrich Mack. München, Zürich 1976; Band II. 1878-1883. München, Zürich 1977.

1869

14ter Januar Unruhige Nacht, doch guter Morgen. Richard weckt mich mit Lohengrin's »Schlachtlied«. Dann aber erzählt er, ein Rothühnchen habe sich zu Tode an die Wände des Vogelhauses vor Scheu gerannt. Erst [vor] ein paar Wochen hat er die Tierchen gekauft; nun hat sich das eine zu Tode gehärmt und hat nichts essen wollen, ist ganz abgemagert. Wie traurig doch! Kos ist auch immer krank und wird trotz aller Pflege gar nicht besser. – Nachdem ich die Kinder in [den] Garten geführt, gehe ich noch ein wenig allein, in Gedanken an die Kleinen in München. Unwillkürlich fleht in der Angst das unruhige Gemüt die unbewegliche Umgebung um Schutz und Hilfe. Starr und schweigsam bleibt sie, allein im Innersten erschallt es: »Finde dich zurecht mit deinem Herzen und deinem Schicksal, regiere das erstere und ertrage letzteres. Am Ende ist dir doch nicht mehr beschieden, als du tragen kannst.« Friedlich kehrte ich heim. Bei Tisch besprechen wir mit R. noch einmal die schauderhafte Episode mit Fröbel; daß er diesen Menschen nach München hinzog und mit diesem sein Werk begründen wollte, der jetzt vor Wut schnaubt! Zum Schluß erzählt R.: Hebbel habe ihm einst von Nestroy gesagt: »Es ist ein so gemeiner Mensch, daß, wenn er eine Rose beriecht, so muß dieselbe stinken.« So, meint Richard, käme ihm jetzt seine Theorie der Liebe unter Fröbel's Feder [vor], ungefähr wie die Rose unter Nestroy's Nase. – Ein Brief seiner Nichte Ottilie aus Dresden ladet Richard zu der dortigen ersten Aufführung der Meistersinger. R. schwankt, ob er hingehet; gern möchte er einer zu schlechten Aufführung entgegentreten, doch graut ihm vor dem, was er dort erfahren wird. Er geht zur Stadt und bringt einen guten Brief von Mailand (seinem Verleger), aber nichts von meinen Kindern. Viel Kummer, doch bewältige ich ihn nach Kräften. Richard ist gedrückter Stimmung; das allgemeine Schweigen in München drückt ihn übel. Am 7ten hat der Vater Rom verlassen; R. meint, daß nach allen Seiten hin uns Übles gebräut wird. Die Biographie heitert uns auf. Gute Nacht, meine Kinder, Mamas Herz ist in Sorge um euch.

(Cosima Wagner: Die Tagebücher: Band I, S. 32ff.)

1870

Samstag 9ten Ich bin wieder wohl, aber Lusch liegt zu Bett, so ersetzt eine Sorge ein Leiden, das [ist] das Leben! Die Statuette ist angekommen; sie ist ganz artig gearbeitet, nur tut es mir leid, daß der Bildhauer nicht die barmherzige liebende Walküre Brünnhilde – die eigentlich Schöpfung R.'s – gewählt hat, sondern die düstre Rachebrütende, die ebensogut die Geibel'sche oder Hebbel'sche sein könnte; denn in dieser Empfindung ist sie in R.'s Dichtung nicht mehr sie selbst. Loulou erholt sich im

Bett, ich lese ihr aus »1001 Nacht« vor. – Gestern beglückte mich wiederum R., indem er sagte: »Wie glücklich ich doch bin! Nur 15 Jahre jünger möchte ich sein, und wie manche Verirrung wäre mir erspart gewesen, hätte ich dich gehabt. Und eines ist sicher, nicht einen Ton würde ich ohne dich mehr geschrieben haben.« Er schreibt kategorisch dem Verleger Kahnt seine Bedingungen. Im übrigen bereitet er seinen Aufsatz über Beethoven vor. – Abends Fortsetzung von »Dichterleben«, die Puritanerszenen machen uns Vergnügen. –

(Cosima Wagner: Die Tagebücher: Band I, S. 255 f.)

1872

[Mittwoch 24ten]

Ich habe immer im seligen Nachsinnen über die Vollendung der Götterdämmerung die »Zueignung« von Goethe und dann die zwei Prologe gelesen; wie ich R. meine entzückte Empfindung davon mitteile, sagt er: »Ja, das ganze Kunstwerk der Zukunft knüpft eigentlich an den Theaterprolog an, da ist alles angegeben.« Ich gehe zu meiner Bank: »Am Morgen Pythia, am Abend Sappho«, sagt R., der mich dort besucht und, da Herr Rubinstein den Ring des Nibelungen mit hat, die Scene zwischen Wotan und Brünnhilde am Schluß der Walküre vorliest. - Die »Nibelungen« von Hebbel und von Jordan, die R. sich bestellt, sind angekommen und entsetzen uns; sie könnten einem den Gegenstand ganz verleiden, sag ich zu R. »Ja«, sagt er, »wie die 'Hugenotten' die feste Burg zur Fratze machten.«

(Cosima Wagner: Die Tagebücher: Band I, S. 553f.)

1872

Montag 5ten Loldi immer noch leidend; was mich sehr betrübt. Ich korrigiere einige Blätter aus R.'s Biographie, während er an seinem Aufsatz arbeitet. Nachmittags gehen die Kinder zum Eckersdorfer Pfarrer und ich bleibe bei Loldi, während R. nach der Gegend des Sophienberg hin sich verliert, wo er mehrere Dörfer besucht. Abends liest er mir zum Spaß den ersten Akt von den Hebbel'schen »Nibelungen«; unglaublich schlechtes Machwerk. – Die Mutter schickt den ersten Band ihrer Geschichte der Niederlande.

(Cosima Wagner: Die Tagebücher: Band I, S. 557f.)

1872

[Donnerstag 8ten]

Wie wir schon uns zu Bett begeben haben, müssen wir sehr über die Hebbel'schen »Nibelungen« lachen (Siegfried - Münchhausen; die Helden, die in den Kulissen Heldentaten ausüben und dann erscheinen und höhnisch darüber sprechen; Hagen, der den todverwundeten Siegfried verhöhnt).

(Cosima Wagner: Die Tagebücher: Band I, S. 559)

1872

Freitag 9ten

R. hatte gestern Herzbeklemmungen, die sich denn in einem Traum ausdrücken; er träumt sich im Wagen mit mir und den Kindern, und durch Loldi darauf aufmerksam gemacht, sieht er einen an einem Teich angebundenen Esel, der immer tiefer versinkt, bis er tot da schwimmt, ohne daß R. ihm zu Hülfe gehen kann. – Gestern erinnerten [wir] uns unter Tränen der kleinen Freunde Kos und Fitzo! – Ich träumte vom Vater, dessen Verhalten gegen mich mir zu sinnen gibt. Nachmittags kommt Herr Diener, und R. ist wahrhaft über seine Fortschritte erfreut. – Was mich aber sehr erschrickt, sind R.'s Herzbeklemmungen. (Gegen Mittag liest mir R. den Anfang seines Aufsatzes über Schauspieler vor; er erwähnt darin ironisch Emil Devrient und muß in der Zeitung abends lesen, daß er soeben gestorben). Abends unsre kleine Gesellschaft, welcher R. zu unsrer größten Erheiterung die Kasperl-Vorstellung von Heidelberg erzählte. – Wie wir gestern über die Hebbel'schen »Nibelungen« sprachen, sagte R.: V. Hugo ist der Vater all dieser deutschen Stücke; in den gräßlichsten Situationen sagten die Leute sich noch Pointen; und wie trocken alles Grauenhafte hier geschieht; während Shakespeare alles zu Hülfe ruft, den Sturmwind, das Lied eines Narren, die Erscheinung eines Dolches u.s.w., wird hier alles so platt und nackt einem vorgebracht. –

(Cosima Wagner: Die Tagebücher: Band I, S. 559)

1872

Sonntag 25ten

Schöner heller Tag; R. kommt morgens zu mir, mir zu gratulieren; wir gedenken unseres Trauungstages; wir sprechen den Kindern nicht davon und feiern nur des Königs Geburtstag. Mit den Kindern am Morgen spazieren zum Siegesturm, während sie »Entdeckungsreisen« machen; Lulu »Fortunatus« vorgelesen. Kindertisch; Königs Gesundheit, wir feiern unseren Tag dadurch, daß wir zusammen bleiben, R. und ich; er liest mir, was er an seiner Arbeit gemacht, dann gehen wir zu der Bank vor dem Spielplatz mit den Kindern und träumen miteinander; dann in die Schweizerei und in die Wolfsschlucht, wo mich R. gegen 6 1/2 Uhr verläßt in der Besorgnis, es könnte jemand zu Hause sein; ich verbleibe, und während die Sonne untergeht und die Tannenstämmen erglühen, gedenke ich dankend meines Glückes – wie hätte es mir werden können, verachtet, von meinen Kindern beraubt, mit R. ungetraut könnte ich mich verbergen, nun darf ich als sein Ehgemahl ihm beistehen und darf meinen Kindern leben – unsägliches Dankgefühl –, Segen über Hans, der dies alles ermöglichte. Gegen 8 Uhr heim; ich sei ein Waldweibchen, sagt mir R.; Brief Marie M.'s, die meldet, daß Herr von Perfall sich an ihn gewendet, um ihn mit W. zu versöhnen!! – Wir lachen und staunen, er muß wahrscheinlich durch dieses Manöver Hans, den er haßt, fernhalten wollen, wie er auch zu diesem Zweck Levi engagierte. – R. liest mir den Prolog des »Faust«, anknüpfend an das, was er in seiner Schrift über die Bedeutung des »Faust« gesagt hat. – Über den schönen Tag freute er sich und sagte: »Alles was wir sind, alle unsere Freude, alles kommt uns doch von dem Licht, ohne es sind wir nichts.« Als ich R. gestern sich hinter dem Gebüsch im Wald entfernen sah, kamen mir wie im Schwall alle meine Gefühle zu ihm, und die Seele eilte ihm nach, während der Körper festgebannt blieb. – Wir müssen herzlich über Szenen aus der »Brünnhilde« von Geibel lachen, die nun R. auch vorgenommen; das ist nun der

Akademiker und Klassiker, der, alles Nebenwerk verachtend, nur die Heldin sich nahm, um ein Stück wie »Medea«, »Sappho«, »Phädra« etc. zu schaffen; während Hebbel der Romantiker ist – beide so platt und erbärmlich, daß man staunt, nicht über sie, sondern über die Leute, die das ertragen oder gar loben. – Wir sprechen von Lebensbeziehungen, und R. schließt damit: »Du bist das einzige Wesen, das mir etwas gegeben hat, dem ich gern und aufmerksam zuhörte; du und Onkel Adolph; sonst hat mir niemand etwas gebracht.«

(Cosima Wagner: Die Tagebücher: Band I, S. 566f.)

1872

Dienstag 19ten R. hat Korrekturen zu besorgen, und ich benutze den Augenblick, um die Galerie und das Schloß zu besuchen. Bei Heckels sehen wir ein sehr interessantes Bild von Beethoven, das R. ungemein fesselt; »ja, so hat er ausgesehen, dieses Auge, das nichts sieht, und dieser Mund, der ganze Trotz des Menschen, den nichts von außen bestimmen kann. Und wie wundervoll hat der Mensch getont!« – Ein Mitglied des Orchesters schenkt R. ein Autograph von Beethoven. Wir verlassen Mannheim gegen fünf Uhr, nachdem R. seitens der Bevölkerung, die förmlich Spalier bildete, wenn er ausging, merkwürdige Zeugnisse von Teilnahme und Begeisterung erhalten. Unsere guten Freunde machen jetzt eine schlimme Phasis durch, das ganze Judentum hat sich gegen sie organisiert, und dadurch, daß sie in der Theaterfrage gescheitert sind (mit Bülow), haben sie einen schlimmen Stand – das Engagement von Nohl ein großer Fehltritt dazu. Wir kommen in Darmstadt gegen 9 Uhr an (Eisenbahn-Verzögerungen). Brandt empfängt uns und gibt uns Theaterbillets, die »Nibelungen« von Hebbel mit Frau Seebach als Gast. Unbeschreiblich!

(Cosima Wagner: Die Tagebücher: Band I, S. 599)

1873

[Mittwoch 2ten]

– Abends in Uhland gelesen, viel Freude an den verschiedenen Typen, namentlich der Mönch Ilsan ergötzt uns sehr; immer neuer mächtiger Eindruck des Nibelungenliedes (namentlich II. Teil); wer hat das gedichtet; größer als Wolfram, weil er durch die Volkspoesie, durch dem Volke nahestehende Gestalten begeistert war; Wolfram durch Fremdartiges; der Nibelungendichter war auf heimischem Grund und Boden. Erbärmlichkeit Hebbel's und Geibel's! – R. beschließt den Tag mit dem Vers: »Nur der erringt sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erringen muß«; »dieses tägliche Kämpfen, um auf den Punkt zu kommen: nun hol' der Teufel alles übrige«. – –

(Cosima Wagner: Die Tagebücher: Band I, S. 702)

1877

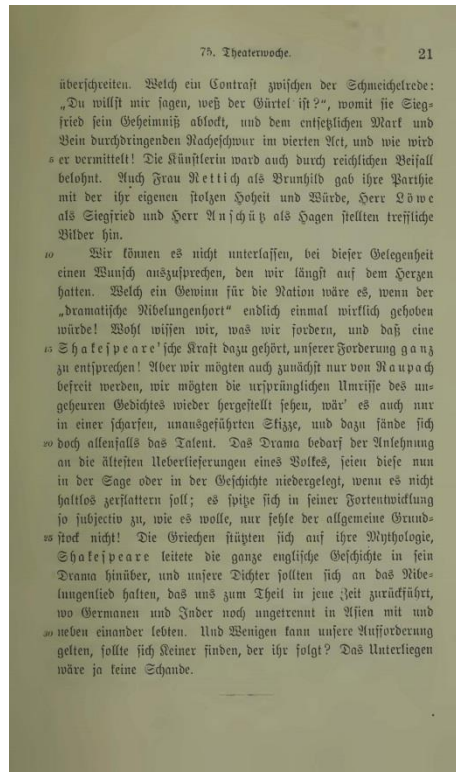
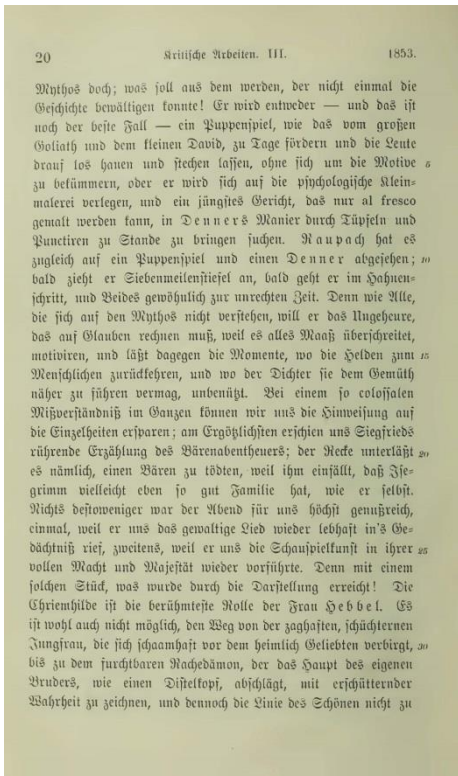
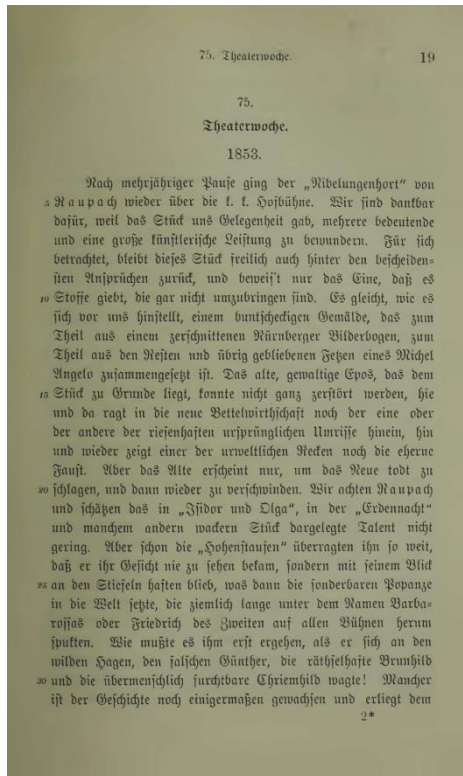
Mittwoch 10ten

Beim Frühstück sagt mir R.: »Wenn du das nächste Blatt bekommen wirst, wirst du sehen, daß ich viele Not damit gehabt; ich wollte einen 3 Takt etwas gedehnt haben für Amfortas' Zug, um nun die Rede Gurnemanz' dahinein passend zu machen. Kein künstlicher Einfall kann einem da helfen, denn es muß klingen, als ob es so sein müßte. Jetzt aber habe ich es gefunden.« – Ich erinnere R. daran, daß wir vor 24 Jahren zum ersten Male uns gesehen haben. Am Nachmittag schreibt R. an seiner Kopie, und abends plaudern wir mit unserem angenehm gebildeten und unterrichteten Freund, das Gespräch führt uns auf die Nibelungen von Geibel und Hebbel, R. liest einiges daraus vor, und unter großer Hilarität können wir uns kaum darüber beruhigen, daß derlei Produkte nicht mit Hohn und Schmach von der deutschen Literatur zurückgewiesen werden.

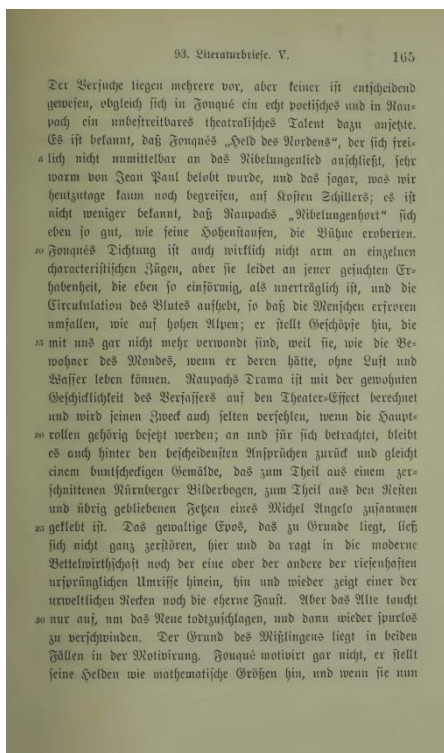
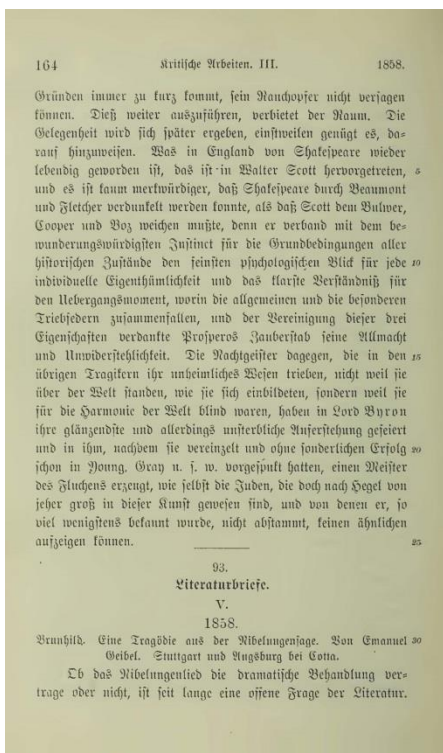
(Cosima Wagner: Die Tagebücher: Band I, S. 1076)

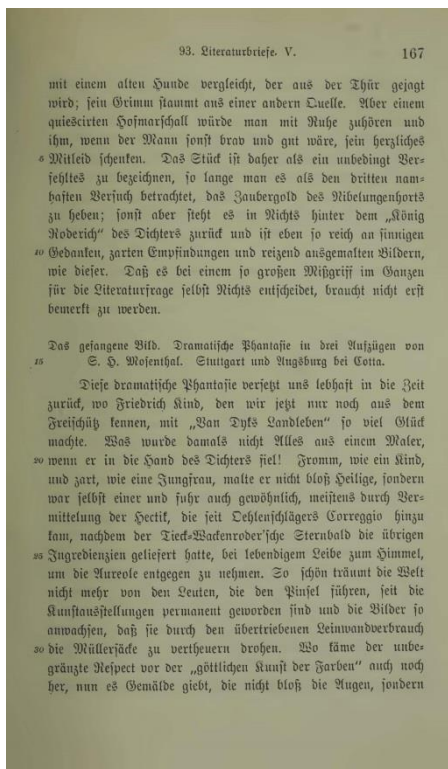
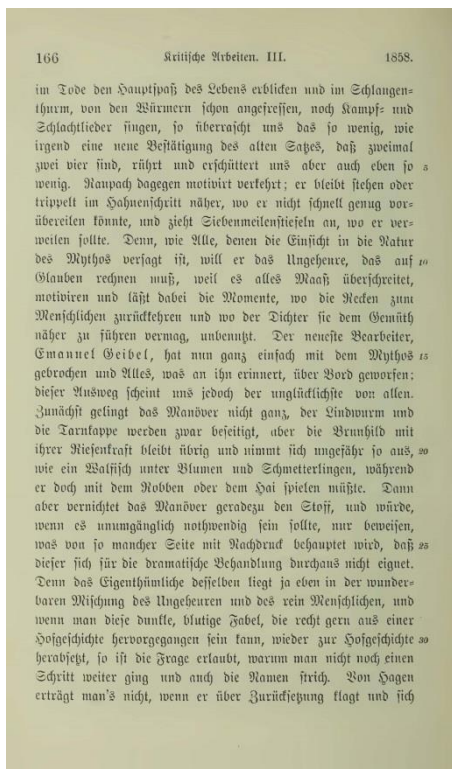
Teil 3 Aus Schriften Hebbels und Wagners

Friedrich Hebbel: Über Ernst Raupach, in: „Theaterwoche 1853“ (Sämtliche Werke, Bd. XII, S. 19-21)

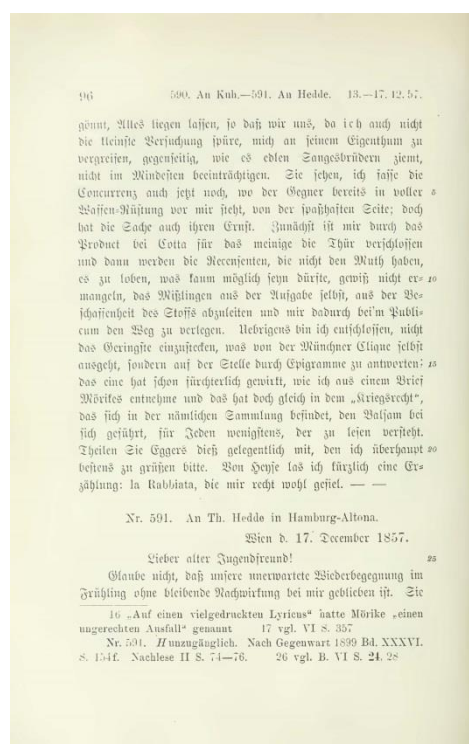
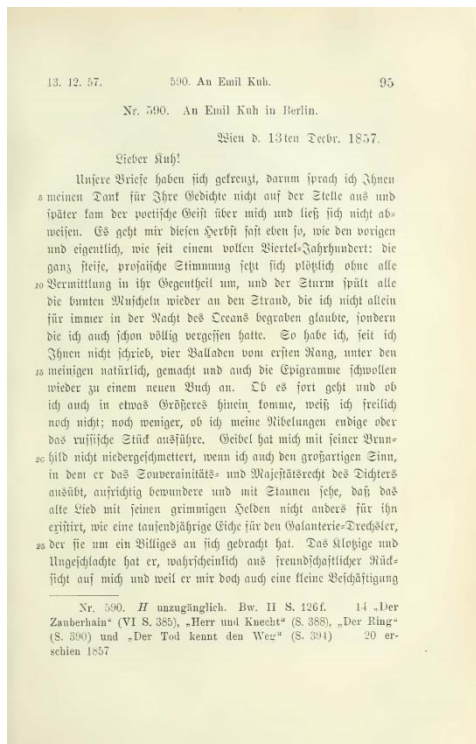


Über Emanuel Geibels Drama „Brunhild“, in: Litteraturbriefe V (1858) (Hebbel: Sämtliche Werke, Bd. XII, S. 164-166)





Vgl. Hebbels Brief an Emil Kuh vom 13. Dezember 1857 (Hebbel: Briefe Bd. VI, S. 95)



Hebbels Rezension eines Wagner-Konzerts
In: Orion, Februar 1863

2.

Der Held des Tages ist hier jetzt Richard Wagner, der
10 in Concerten, die er selbst dirigirt, Fragmente aus seinen un-
vollendeten Opern zum Besten giebt. Jedoch hat er sich keineswegs
eines ungetheilten oder auch nur großen Beifalls zu erfreuen,
so lärmend es auch im Theater an der Wien, wo das Experiment
stattfindet, hergeht, und so oft er auch gerufen wird. Seine An-
15 hänger, meistens persönliche Schüler, sagen über den „Walküren-
Ritt“, es sei eine Musik von Blut und Eisen, die Händel und
Gluck, Mozart und Beethoven weit hinter sich lasse. Seine
Gegner behaupten, er habe die Trompeten von Jericho wieder
entdeckt, und es sei nur zu beklagen, daß er nicht etwas früher
20 in Wien eingetroffen sei; dann hätte der Magistrat viel Geld
sparen können, denn die Vastien wären gewiß von selbst zu-
sammen gestürzt. Das unbefangene Publicum, dem in musi-
calischen Dingen ohne Zweifel die erste Stimme in Deutschland
zusteht, urtheilt weniger excentrisch. Es verkennet nicht, daß der
25 Walküren-Ritt ein höchst charakteristisches Musikstück ist, welchem
der Eindruck nirgends fehlen kann, es überzieht aber auch nicht,
daß die materiellen Mittel darin auf eine Weise verwerthet sind,
die noch weit über Spontini hinaus geht. Ich selbst wage nicht
zu entscheiden, ob die Musik mehr die Seele ergreift oder das
30 Rückenmark schüttelt. Dem Auge wird die Oper, der dieser
Walküren-Ritt angehört, Erstaunliches bieten, viel mehr, als

irgend eine von Meyerbeer, was einigermaßen befremdet, da
Wagner es dem Verfasser des „Propheten“ so bitter vorwarf, daß
er nicht einmal die Effecte von Schlittschuhbahnen und Sonnen-
aufgängen verschmähe. Aber was sind Schlittschuhbahnen und
Sonnenaufgänge gegen die theatraischen Effecte, welche das Pro- 5
gramm des Wagner'schen Musikstücks in Aussicht stellt! Immerhin
ist der Walküren-Ritt eine vortreffliche Overtüre zum Wiener
Carneval. Das pfeift, zischt, klingelt, rauscht, stürmt, als ob der
Moment gekommen wäre, wo auch die Steine Ton und Stimme
erhalten sollen, und man wundert sich nur noch, daß man bei'm 10
letzten Tactstrich nicht sammt dem Componisten und dem ganzen
Theater in die Luft fliegt.

Quelle:

Friedrich Hebbel: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Werner, Bd. X, S. 317f.

Richard Wagner

Richard Wagner hat seinerseits in seiner 1872 publizierte Schrift „Über Schauspieler und Sänger“ eine Kritik an Hebbels „Nibelungen“-Drama verfasst, die an Schärfe hinter Hebbels Kritik des Walkürenritts nicht zurückbleibt.

„Sehr belehrend ist es zu ersehen, wie diese eigenthümliche Neigung zum »a parte« unseren Theaterdichtern ihren besonderen Styl, namentlich für die Tragödie, eingegeben hat. Man nehme z.B. Hebbel's »Nibelungen« zur Hand. Dieses mehrtheilige Stück macht uns sofort den Eindruck einer Parodie des Nibelungenliedes, ungefähr in der Weise der Blumauer'schen Travestie der »Aeneide«. Der gebildete moderne Litterat scheint hier offenbar die ihm so dünkende Grotteske des mittelalterlichen Gedichtes durch lächerliche Überbietungen zu verhöhnen; seine Helden gehen hinter die Coullisse, verrichten dort eine monströse Heldenthat, und kommen dann auf die Bühne zurück, um im geringschätzigen Tone, wie etwa Herr von Münchhausen über seine Abenteuer, darüber zu berichten. Da hier alle mitsprechenden Helden auf den gleichen Ton eingehen, somit sich gegenseitig eigentlich verhöhnen, ersieht man, daß diese Schilderungen und Reden alle nur an das Publikum gerichtet sind, wie als ob Jeder diesem sagen wollte, das Ganze sei doch nur eine Lumperei, worunter dann ebensowohl

die Nibelungen, als das deutsche Theater zu verstehen wären. Und in Wahrheit würde hiermit das ganze Vorgehen unserer »Modernen«, so wohl mit der Heldensage als dem Theater sich zu beschäftigen, als ein zu bewitzelndes Unternehmen anzusehen sein, welches zu ironisieren dem wohlhabenden Poeten sowohl, wie den von ihm bedachten Mimen in der Ausübung ihrer Kunst, nicht deutlich genug angemerkt werden könne. Man dürfte sich die sonderbare Stellung, in welche wir auf diese Weise zu uns, zu unserem Vorgeben, gerathen sind, recht gut durch die Scene in Shakespeare's »Sommer-nachtstraum« verdeutlichen, wo die sich gut dünkenden Schauspieler von schlechten Komödianten sich den heroischen Liebesroman von »Pyramus und Tisbe« vorspielen lassen: hierüber ergetzen sie sich und machen tausend witzige Bemerkungen, welche den gebildeten vornehmen Herren, die sie selbst zu repräsentiren haben, sehr gut anstehen. Nun stelle man sich aber vor, daß diese witzelnden Herren eben selbst Schauspieler sind, und als solche an der Darstellung von »Pyramus und Tisbe« ungefähr in der Art mit theilnehmen, wie der Theaterdichter der »Nibelungen« und seine Darsteller es im Betreff dieses alten Heldengedichtes thun, so wird bald ein Bild der allerwiderwärtigsten Art vor uns stehen. In Wahrheit ist dieses aber das des modernen deutschen Theaters. Denn, näher betrachtet, wird hier wiederum das Eine unverkennbar, daß in Wirklichkeit Niemand dabei Scherz zu treiben, sondern die Sache vollkommen ernstlich zu nehmen vermeint. Der Dichter hört keinen Augenblick auf, sich als Weltweiser zu gebärden und als solchen sich durch seine Schauspieler, denen er die tiefstinnigsten Deutungen der Handlung mitten im Laufe derselben in den Mund zu legen sich bemüht, vertreten zu lassen. Die hieraus entstehende Mischung ist nun aber außerdem auf die Hervorbringung des äußersten theatralischen Effektes berechnet, und hierfür wird nichts unbeachtet gelassen, was die neuere französische Schule, namentlich durch Victor Hugo, auf das Theater gebracht hat. Wenn der revolutionäre Franzose, in seiner Empörung gegen die Satzungen der Akademie und der klassischen Tragédie, alles Das, was diese verpönten, mit kecker Absicht hervorzog und an das grelle Tageslicht setzte, so hatte dieß einen Sinn; und mochte es, sowohl für die Konstruktion der Stücke wie den sprachlichen Ausdruck, zu einer tief unwohlthätigen Exzentrizität führen, so bot dieses Verfahren als ein kulturhistorischer Racheakt ein lehrreiches und nicht uninteressantes Schauspiel, da namentlich auch hierin immer das unbestreitbare Talent der Franzosen für das Theater sich aussprach: Wie nehmen sich aber nun z.B. die »Burggrafen« V. Hugo's auf den Text des Nibelungenliedes in das Deutsche übersetzt aus? Gewiß so unfläthig, daß dem Poeten wie dem Schauspieler die Neigung zur Selbstverspottung recht verzeihlich erscheint. Das Schlimme ist eben nur, daß dieß Alles doch wiederum für Ernst, nicht nur ausgegeben, sondern auch angenommen, und als solcher von jeder Seite her gut geheißt wird. Unsere Schauspieler sehen von ihren Intendanten solche Stücke ebenso als baare Münze aufgenommen, wie es den sonderbar ironischen Unfläthereien unserer in das Große arbeitenden Historienmaler von den Kunstprotektoren geschieht: es wird, wie unerläßlich, Musik dazu gemacht, und nun muß der Mime daran gehen zu sehen, wie weit er es in seinen abgeschmacktesten Manieren etwa noch bringen möge."

Richard Wagner: Über Schauspieler und Sänger. In: Gesammelte Schriften und Dichtungen. Vierte Auflage. Bd. 9. Leipzig 1907, 157-230, hier S.168f.

Das kurze Wiener Zusammentreffen hat Wagner in seiner Autobiographie geschildert:

„Zu den besonderen Bekanntschaften, welche mir Wien in dieser für mich so beschwerlichen Epoche verschaffte, gehörte nun auch der Dichter Hebbel. Da es mir nicht undenkbar erschien, daß ich vielleicht für längere Zeit Wien als den Ort meiner Wirksamkeit zu bestimmen haben würde, hielt ich eine nähere Bekanntschaft mit den dortigen literarischen Notabilitäten für ratsam. Auf diejenige mit Hebbel

bereitete ich mich durch eine vorherige Bekanntmachung mit seinen Theaterstücken umständlicher vor, wobei ich den besten Willen dareinsetzte, sie gut zu finden und ein näheres Vertrautwerden mit Hebbel für wünschenswert zu halten. Die Wahrnehmung der großen Schwäche seiner Dichtungen, welche ich namentlich in der Unnatürlichkeit der Konzeptionen sowie des zwar immer gesuchten, meistens aber gemein bleibenden Ausdrucks derselben erkannte, schreckte mich für jetzt nicht ab, meinen Vorsatz auszuführen. Ich habe ihn nur einmal besucht und bei dieser Gelegenheit mich auch nicht sonderlich lange mit ihm unterhalten: die exzentrische Kraft, welche in den meisten seiner dramatischen Figuren explodieren zu wollen scheint, fand ich in der Persönlichkeit des Dichters in keiner Weise ausgedrückt; das, was mich hieran unangenehm befremdete, fand ich plötzlich erklärt, als ich wenige Jahre nachher erfuhr, Hebbel sei an einer Knochenerweichung gestorben. Über das Wiener Theaterwesen unterhielt er sich mit mir in der Stimmung eines vernachlässigten, seine Angelegenheiten aber dennoch geschäftsmäßig betreibenden Dilettanten. Ich fühlte mich nicht besonders angeregt, einen Besuch bei ihm zu wiederholen, namentlich seit er den bei mir verfehlten Gegenbesuch mir durch eine Karte notifizierte, auf welcher er sich als »Hebbel, chevalier des plusieurs ordres« meldete.“

Richard Wagner: Mein Leben. Einzige vollständige Ausgabe. Hrsg. von Martin Gregor-Dellin, 2 Bde. München 1963; hier Bd. 2, S. 680f.

Teil 4 Aus der Forschungsliteratur:

Carl Friedrich Glasenapp berichtet über eine Episode aus Wagners Leben in Paris:

Die täglichen Klavierproben im Foyer, denen sich seit dem 6. Oktober regelmäßig dreimal wöchentlich noch die Chorproben zugesellten, waren, unter stetem Beisein des Meisters (nur drei Proben, am 10., 13. und 19. Oktober hatten ohne ihn stattgefunden) bis über das erste Viertelhundert vorgeschritten. Bereits war man im dritten Akte – da empfing (27. Oktober) einer seiner Mitarbeiter von seiner Hand ein Billet folgenden Inhaltes: ‘Lieber Freund, wären Sie wohl so gut mich bei Mr. Croharé für die heutige (Sonnabend-) Probe zu entschuldigen. Ich bin dermaßen ermüdet oder vielmehr überreizt, daß ich einige Tage völliger Ruhe bedarf. Ich werde Montag wiedererscheinen. Einstweilen würde mich Herr Croharé außerordentlich verpflichten, wenn er Herrn Morelli die Noten des dritten Aktes gänzlich beibringen wollte.’ Es war anders bestimmt. Er konnte am ‘Montag’ nicht wiedererscheinen. Die vorstehenden Zeilen waren seine letzten vor dem Ausbruch einer schweren Krankheit. Der Mangel an Schonung während des Sommers,³⁴ mit allem was darauf folgte, bis zu den letzten Überanstrengungen, warf ihn – kaum drei Wochen nach seinem Einzug in die rue d’Aumale – auf das Krankenlager. Es war ein typhöses Fieber, das auf seinem Höhepunkte mit allen Symptomen einer Gehirnentzündung auftrat. Im heftigen Ringen auf Tod und Leben behauptete sich seine energisch zähe Natur gegen den erbitterten Ansturm der Krankheit; aber der Kampf war schwer und erschöpfend und dauerte auch nach überstandener Krisis noch wochenlang fort. Der überwundene Feind zog sich

nur langsam zurück, und er bedurfte der äußersten Schonung, um allmählich wieder zu Kräften zu kommen. In diese Zeit des schweren Ringens mit der Krankheit und erster Rekonvaleszenz spielen zwei jener an sich so unbedeutenden Vorfälle, die der Mitwelt gegenüber so angelegentlich dazu ausgebeutet wurden, um ihr das Charakterbild des Meisters in der gebräuchlichen entstellenden Weise auszumalen. Der eine hat den bekannten dramatischen Dichter Friedrich Hebbel, der andere den Theaterdirektor Franz Wallner zum Helden. Der große 'Nibelungendichter'³⁵ befand sich damals in Paris und hielt es für angemessen, dem Komponisten des 'Tannhäuser' einen Besuch zu machen. Gewiß gab es manche Personen, deren Besuche der Meister abgelehnt oder nicht erwidert haben würde; bei Hebbellag dazu nicht die mindeste Veranlassung vor. Daß er diesen zu jeder anderen Zeit mit Vergnügen empfangen haben würde, hat er ihm später in Wien durch einen Gegenbesuch bewiesen. Damals hat er schwerlich nur ein Wort von der beabsichtigten Aufmerksamkeit erfahren, und seine besorgte Umgebung hatte zu viel mit seiner unmittelbaren Pflege zu tun, um auf jeden einzelnen der zahlreichen Besuche besonders zu achten, die von den verschiedenen befreundeten Seiten her mit begreiflicher Teilnahme seinem Befinden nachfragten. Der 'nicht vorgelassene' Dichter aber hielt 'die angebliche Krankheit Richard Wagners für einen leeren Vorwand'; er war darüber 'ziemlich indigniert', und sprach sich nach mehreren Seiten hin ganz offen in diesem Sinne aus.

(Carl Friedrich Glasenapp: Das Leben Richard Wagners in sechs Büchern dargestellt, 6 Bände, 4. Auflage, Leipzig: Breitkopf & Härtel, 1905-1911; hier Bd. 3, S. 282f.)

Auch seinen neugewonnenen vortrefflichen Freund Dr. Joseph Standhartner traf er damals (bis Ende September) nicht in Wien anwesend. Durch einen Freund Hebbels erfuhr er von dessen mißglücktem Versuche, in Paris seine Bekanntschaft zu machen (S. 282) und nahm daraus Anlaß, den seit einigen Jahren in der österreichischen Kaiserstadt ziemlich vereinsamt lebenden Dichter aus freien Stücken hier an seinem Wohnort aufzusuchen. 'Richard Wagner besuchte Hebbel und hatte mit ihm eine mehr als zweistündige Unterredung, welche dieser seinen Freunden als eine äußerst anregende bezeichnete. Leider blieb diese Zusammenkunft die einzige, denn als Hebbel dem Dichterkomponisten den gebührenden Gegenbesuch machte, traf er ihn nicht zu Hause'. 'Wenn man', fügt derselbe Gewährsmann hinzu, 'aus einer von Richard Wagner herrührenden Notiz über Nestroy einen Schluß ziehen darf, so darf man vermuten, daß die Parodien Nestroys, und zwar die »Tannhäuser«-Parodie sowie die »Judith«-Parodie einen der Gegenstände dieser anregenden Konversation bildeten'. Hebbel hatte in Wien durch die Abneigung Laubes gegen seine Stücke einen schweren Stand. Als er eines derselben mit ein paar höflichen Begleitworten der Direktion des Burgtheaters einreichte, erhielt er es mit dem Bescheide zurück: Laube könne bei der höheren Intendanzbehörde, dem Oberstkämmerer Grafen Lanckoronski, unmöglich im voraus für den Erfolg des Stückes einstehen. Da gleichzeitig ein eigenes, anonym eingereichtes Drama Laubes am Burgtheater in Vorbereitung war, machte sich ein Freund Hebbels den Scherz, dem Direktor eine Falle zu stellen. Er brachte eine Notiz in die Zeitung: man verspreche sich von diesem Stücke das Außerordentliche; auch habe sich Laube, sobald er es gelesen, beim Oberstkämmereramt für den Erfolg verbürgt. Anderen Tages erschien eine offiziöse Berichtigung, worin es hieß: wer die tausendfachen Zufälle kenne, von denen das Gefallen oder Mißgefallen einer Theaternovität abhängt, werde es sicherlich einem Bühnenleiter nicht zumuten, die Gewähr für ihren Erfolg von vornherein zu übernehmen. Jenen Bescheid an Hebbel und diese Berichtigung Laubes aneinandergerückt, hatte nun ein dem Dichter geneigter Berliner Journalist in einem großen Berliner Blatte veröffentlicht. Hebbels Gattin, die sich hinter dem Rücken ihres Mannes an

Frau Iduna Laube gewendet hatte, damit sie den Direktor bestimme, Hebbel nicht derart methodisch zurückzudrängen, habe von ihr die Antwort erhalten: 'Aber mein Mann liebt nun einmal die Stücke Hebbels nicht'.

(Carl Friedrich Glasenapp: Das Leben Richard Wagners. Bd. 3, S. 337f.)

Martin Gregor-Dellin berichtet in seiner Wagner-Biographie:

Die Wirklichkeit, die er sich nach den letzten Erfahrungen in der Donaustadt freundlicher erträumt hatte, war ernüchternd. Er hatte alles und jedermann zu wörtlich genommen. Eine Wohnung, die ihm der Journalist Kolatschek offeriert hatte, erwies sich als ungeeignet, und die Theatergewaltigen, Intendant Lanckoronsky und Direktor Salvi, ließen ihn in Ungewißheit, wann die Tristan-Proben aufgenommen werden konnten. »Meine Lage war, wie mir nun erst deutlich wurde, gänzlich verlassen, denn ich erschien von aller Welt aufgegeben.«

Zum Glück traf er rechtzeitig Josef Standhartner wieder, der vor dem Aufbruch zu einer längeren Auslandsreise stand und ihm für einige Wochen seine Wohnung auf der Seilerstätte zur Verfügung stellen konnte, samt seiner puppenhaft hübschen Nichte Seraphine Mauro, die im selben Haus wohnte und für sein leibliches Wohl sorgen sollte. Halb italienischer Herkunft, halb Wiener Madl, war ihr porzellanweißes Gesicht von einer schwarzen Lockenpracht umgeben, die bis zur voll gerundeten Büste herabhing. Wie hätte Wagner unempfindlich sein sollen für so viel appetitliche Hübschheit? Sie hatte schon die Gunst von Peter Cornelius auf sich gezogen, der nun der Leidtragende war. Seraphinchen, die Puppe, ersetzte Wagner in Wien all die anderen Frauen - vorläufig. Er geriet, sich einkapselnd, sogar in eine völlige Unempfänglichkeit für fremde Gesellschaft, Cornelius und Tausig ausgenommen. Von einer zweistündigen Unterredung mit dem Dramatiker Friedrich Hebbel, bei der dieser vor allem über Nestroy hergezogen war, behielt er nichts in Erinnerung als die blasse und enttäuschende Erscheinung des Dichters, und er langweilte sich bei den immer mehr verflachenden Gesprächen mit Iduna und Heinrich Laube oder in der Gesellschaft des Wiener Adels. Fürst Rudolf Liechtenstein, der bei Cornelius Musiktheorie studierte, ein späterhin nicht einflußloser, kunstliebender Aristokrat von liberaler, gleichwohl antisemitischer Gesinnung, nahm Wagner einmal mit zu einem Besuch des Grafen Coloman Nákö auf dessen Gut Schwarzau. Die Gräfin, die auch malte, unterhielt ihre Gäste durch Zigeunerweisen, mit denen sie Liszts Auffassung ungarischer Musik widerlegen zu müssen glaubte. Angeödet von den Gesprächen der Pferdliebhaber drängte Wagner schon am nächsten Morgen zum Aufbruch.

Richard Wagner. Sein Leben. Sein Werk. Sein Jahrhundert, München, Zürich 1980, S. 475.

Am 23. November 1862 kam es in der Wohnung Dr. Josef Standhartners zur Vorlesung der Meistersinger, zu der Standhartner, ganz offenbar mit Zustimmung Wagners, auch Eduard Hanslick eingeladen hatte. Hanslick nahm am Ende der Lesung gereizt Abschied. Man liest gewöhnlich, Hanslick habe sich in Beckmesser wiedererkannt oder geglaubt, daß er gemeint sei. Eine andre Vermutung liegt näher: Es wird wohl einer, der davon wußte, durch die Reihen geflüstert haben, Beckmesser habe noch in der letzten Fassung des Entwurfs Hanslick geheißt. Hinterher wollte es natürlich keiner gewesen

sein, und man zollte dem Kritiker zynischen Respekt, daß er überhaupt bis zum Ende der Vorlesung mit Anstand durchgehalten habe. Hanslick wollte sich in seinen Erinnerungen an keine Verstimmung erinnern, aber wahr ist, daß seine öffentlichen Äußerungen über Wagner von nun an meist etwas bössartig Verletzendes enthielten.

Bereits in Biebrich hatte Wagner mühsam Konzertstücke aus dem Ring und den Meistersingern herausgelöst und mit Schlüssen versehen, um sie in Wien konzertant aufzuführen. Am Kopieren waren in Wien Cornelius, Tausig, Weißheimer und auch der neunundzwanzigjährige Johannes Brahms beteiligt, der ein Stück Meistersinger abschrieb und in diesen Wochen auch die Partitur des Tristan studierte. Brahms empfing von Wagners Können einen starken Eindruck (was umgekehrt niemals der Fall war), und ausgerechnet Hanslick hat bezeugt: »Oft hörte ich ihn eifrig für Wagner eintreten, wenn Borniertheit oder dummdreiste Überhebung sich in verächtlichen Schmähungen gegen jenen gefiel.« Als Konzerthaus hatte Tausig das Theater an der Wien gemietet, und zum ersten Konzert am 26. Dezember 1862, bei dem Pogners Ansprache, die Versammlung der Meistersinger und der Walkürenritt im Orchestersatz ihre Uraufführung erlebten, erschien sogar die Kaiserin Elisabeth. Als Wagner auf die Bühne heraustrat, brach ein ungeheurer Beifall los, der minutenlang andauerte. Die Kaiserin selbst beugte sich applaudierend aus der Loge – wann ward das je erlebt! Mit ergeben ausgebreiteten Armen dankte er für diese Huldigung. Nicht geringere Ovationen erntete er nach dem Walkürenritt. Vermutlich waren es Erlebnisse solcher Art, die Wagner jedesmal über seine wirkliche Lage hinwegtäuschten.

Der besseren Wirkung wegen ließ er vor dem zweiten Konzert, das unglücklicherweise auf den Neujahrstag gelegt war, eine Schallwand errichten, was das Defizit des schlecht besuchten Abends noch vergrößerte. Der einzige Hoffnungsschimmer bestand für ihn darin, Marie von Kalergis unter den Zuhörern zu erblicken. Sie sollte ihm in Wien wie für seine russischen Reisepläne noch behilflich sein. Beim dritten Konzert am 11. Januar wurde auch die Faust-Ouvertüre gespielt. Man zählte mehrere *capos* und 23 Hervorrufe, nur waren die Verluste, die er durch reichliche Bewirtung der Musiker vermehrte, so beträchtlich, daß die Wiener Aristokratie zur Deckung der Unkosten sammeln mußte. Die Kritik verhielt sich merkwürdig unempfindlich gegenüber dem Publikumserfolg. Hanslick, der das Meistersinger-Vorspiel stets für die Nürnberger Wolfsschlucht ausgab, meinte, es schließe mit einem Instrumentallärm, der mit dem Untergang von Pompeji mehr Verwandtschaft habe als mit der Sängerkunft. Friedrich Hebbel wußte in einem Zeitschriften-Aufsatz nicht zu sagen, »ob diese Musik mehr die Seele ergreift oder das Rückenmark schüttelt«. Daß Hebbel unbeeindruckt geblieben wäre, kann man nicht sagen, schrieb er doch, man wundre sich im Konzert, »daß man beim letzten Taktstrich nicht samt dem Komponisten und dem ganzen Theater in die Luft fliegt«.

Auch die Konzerte bewirkten nicht, daß bei der Einstudierung des Tristan die geringste Beschleunigung eingetreten wäre. So erwog Wagner Reformpläne für das Wiener Hof Operntheater, was gewiß nicht seine Sache war. Die Anregung kam ihm in Gesprächen mit Friedrich Uhl und dem linksliberalen, großdeutsch denkenden Redakteur Julius Fröbel, der an Uhls aufgeklärter Zeitschrift »Der Botschafter« mitarbeitete. Diese Zeitschrift druckte zunächst den ersten Akt der Meistersinger. Bei Friedrich Uhl traf Wagner auch mit den Dichtern Anastasius Grün und Rudolf Gottschall zusammen. Wagner entwickelte das Konzept einer Reformschrift, die bei ihrer Veröffentlichung im »Botschafter« dann sogar von Hanslick recht vernünftig gefunden wurde. Uhl hinderte ihn allerdings an einem Ausfall gegen Jacques Offenbach, der sich damals gerade in Wien aufhielt.

Martin Gregor-Dellin: Richard Wagner. Sein Leben. Sein Werk. Sein Jahrhundert. München, Zürich 1980, S. 506-508.